

⇒ **Anika Christina Albert**

Fremd im vertrauten Quartier.

Perspektiven einer kritischen Theologie des Helfens unter den Bedingungen von Alter(n), Demenz und Technik

⇒ 1 Helfen und Alter(n) – das betrifft die anderen

Beschäftigt man sich mit dem Thema Helfen im Allgemeinen und dem Thema Alter(n) im Besonderen, so lässt sich eine auffällige Beobachtung treffen: In der Selbstwahrnehmung betreffen beide Themen vor allem die „anderen“: Man selbst fühlt sich zu jung, um sich den „Alten“ – oder etwas charmanter formuliert: den Senioren, der Generation 60+, den Silveragers – zugehörig zu fühlen. Und man hilft lieber anderen Menschen, als dass man selbst Hilfe annimmt. Dennoch sind die Statistiken eindeutig: Angesichts der demographischen Entwicklung nimmt mit der steigenden Zahl hochaltriger Menschen auch der Bedarf an Unterstützung im Alltag und in der pflegerischen Versorgung zu. Dies gilt insbesondere angesichts des mit dem hohen Alter sprunghaft steigenden Risikos, von Demenz betroffen zu sein. Ein

angemessener Umgang mit Demenz ist daher eine der zentralen Herausforderungen, vor die persönlich Betroffene, ihre Angehörigen, ihr jeweiliges Lebensumfeld, das Quartier, in dem sie leben, aber auch Kirche und Diakonie sowie die gesamte Gesellschaft gestellt sind.

⇒ 1.1 Alter(n), Demenz und Technik – aktuelle Herausforderungen und Ambivalenzen

Die Fragen, wie die in den nächsten Jahren immer weiter steigende Zahl von Menschen mit Demenz angemessen versorgt wer-

Anika Christina Albert, geb. 1980 in Homberg/Efze, Dr. theol., Diplom-Diakoniewissenschaftlerin, Studium der Evangelischen Theologie und Diakoniewissenschaft in Marburg und Heidelberg, Vikariat und Ordination zur Pfarrerin in der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck, Dozentin an der Ev. Hochschule Freiburg, akademische Mitarbeiterin am Diakoniewissenschaftlichen Institut an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, seit 2014 Fellow im Margarete-von-Wrangell-Habilitationsprogramm für Frauen, Habilitationsprojekt: Menschenwürde und Lebensqualität. Perspektiven theologischer Ethik auf Alter(n), Demenz und Technik, Dissertationsschrift: Helfen als Gabe und Gegenseitigkeit. Perspektiven einer Theologie des Helfens im interdisziplinären Diskurs, Heidelberg 2010.

GND: 141682299

DOI: [10.18156/eug-2-2016-art-3](https://doi.org/10.18156/eug-2-2016-art-3)

den kann, wie das Gesundheitswesen die damit verbundene Kostensteigerung trotz sinkender Beitragseinnahmen verkraften kann, sind bisher ungelöste politische Probleme. Hinzu kommen der Mangel an gut ausgebildeten und angemessen bezahlten Pflegekräften und die immer seltener mögliche Versorgung innerhalb familiärer Netzwerke vor Ort. Somit ist die Frage, wie Lebensqualität im Alter (vgl. Albert 2016) erhalten und gefördert werden kann und betroffenen Menschen konkret zu helfen ist, angesichts der skizzierten Hintergründe Gegenstand intensiver politischer Bemühungen. Immer häufiger rückt dabei auch eine am Sozialraum orientierte Perspektive in den Blick, die daran interessiert ist, das Leben im vertrauten Wohnumfeld möglichst demenzfreundlich zu gestalten und somit die im jeweiligen Quartier vorhandenen Ressourcen konstruktiv zu nutzen.

Ein möglicher Lösungsansatz für die aufgezeigten Herausforderungen wird im Einsatz technischer Assistenzsysteme gesehen (vgl. Manzeschke 2013). Diese können entweder im Wohnumfeld der betroffenen Personen und ihrer Angehörigen eingesetzt werden – so beispielsweise Maßnahmen zur Sturzprophylaxe, Erinnerungshilfen für einen geregelten Tagesablauf oder Hausnotrufsysteme – oder werden direkt am Körper getragen. Dies ist z.B. bei Ortungssystemen der Fall, die in Notsituationen aufgrund akuter Desorientierung Alarm schlagen. Daher wird die Produktentwicklung seit einigen Jahren fieberhaft vorangetrieben und große Geldsummen werden in die Erforschung und Erprobung neuer Techniken investiert, um diese möglichst schnell marktfähig und für die Betroffenen zugänglich zu machen. Damit verbindet sich die Hoffnung, trotz schwieriger gesamtgesellschaftlicher Umstände eine Steigerung von Lebensqualität für die von Demenz Betroffenen und ihre Angehörigen zu erreichen: Die sogenannten altersgerechten Assistenzsysteme sollen den Lebenskomfort steigern und ggf. Defizite kompensieren; die Selbstbestimmung unterstützen und die Sicherheit im Alltag erhöhen. Sie sollen ein längeres Leben im häuslichen Umfeld ermöglichen und Angehörige in der Pflege und Kommunikation entlasten. Schließlich sollen sie auch die Möglichkeiten zur Teilhabe am Leben im konkreten Sozialraum vergrößern und nicht zuletzt den bereits vorhandenen Fachkräftemangel in der Pflege kompensieren.

Allerdings verbinden sich mit den altersgerechten Assistenzsystemen nicht selten auch potentielle Schwierigkeiten, die es vor allem auch von ethischer Seite zu reflektieren gilt: Eine große Hürde kann zum einen in der komplizierten Bedienbarkeit oder aber in der technisch oder menschlich bedingten Fehleranfälligkeit bestehen. Darüber hinaus können manche Technikeinsätze die körperliche Integrität verlet-

zen sowie unerwünschte Kontroll- und Überwachungsfunktionen ausüben. Nicht unerheblich ist zudem die Frage, wer den Technikeinsatz bezahlt – sollte es hier zu einer Erweiterung des Leistungsumfangs von Kranken-, Pflege- und Rentenkassen kommen oder müssen Privatpersonen selbst oder aber andere Sozialleistungsträger die Finanzierung übernehmen? In beiden Fällen könnte sich der Technikeinsatz als zu teuer erweisen. Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass Techniksysteme menschliche Nähe im näheren und weiteren Umfeld nicht ersetzen, sondern bestenfalls unterstützen können und möglicherweise Einfluss auf persönliche Vorstellungen von einem gelingenden Leben im Alter haben.

Vor diesem Hintergrund lassen sich zahlreiche offene Fragen in Bezug auf altersgerechte Assistenzsysteme und deren Einsatz insbesondere unter den Bedingungen von Demenz formulieren: Wer entscheidet über den Einsatz von Technik? Wie kann und soll die Reichweite begrenzt werden? Wer finanziert den Einsatz von Technik? Welche Konsequenzen ergeben sich im Sinne einer Technikfolgenabschätzung für zukünftige Generationen? Wie werden Altersbilder durch den Einsatz von Technik beeinflusst? Ist durch den Einsatz von technischen Assistenzsystemen eine Steigerung oder eine Verminderung von Lebensqualität zu erwarten? Und nicht zuletzt: Wie lässt sich der Einsatz von Technik in angemessener Weise in das persönliche Lebensumfeld und den vertrauten Sozialraum einbinden? Und welche Rolle spielen dabei Diakonie, Kirche und Theologie?

Im Rahmen dieses Beitrages wird es nicht möglich sein, auf all diese Fragen umfassend einzugehen, daher wird der Schwerpunkt im Folgenden auf den theologisch-ethischen Reflexionen liegen. Ziel ist es, die skizzierte Thematik Alter(n), Demenz und Technik in den größeren Horizont einer Theologie des Helfens zu stellen. Ausgangspunkt hierfür ist ein konkretes Forschungsprojekt, bei dem die Evangelische Heimstiftung GmbH¹ - eine der größten Altenhilfeträgerinnen in Süddeutschland mit klar diakonischem Profil – mitwirkt. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, kritisch darüber zu reflektieren, inwiefern christliche Tradition und technische Innovation konstruktiv miteinander verbunden werden können. Dementsprechend formuliert sie in ihren Handlungsgrundsätzen:

Innovation als Chance nutzen: Wir entwickeln auf der Grundlage unserer Erfahrungen und der aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnisse neue, moderne Konzepte, Produkte und Prozesse. Durch deren Implementierung gestal-

(1) Nähere Informationen finden sich unter: <http://www.ev-heimstiftung.de> (26.09.2016).

ten wir aktiv Veränderungsprozesse zum Nutzen unserer Kunden und Mitarbeiter. (Heimstiftung 2016)

⇒ 1.2 Forschungsprojekt Quartrback - Intelligente Notfallkette für Menschen mit Demenz

Angesichts der vielen offenen Fragestellungen ist es naheliegend, dass sich derzeit zahlreiche interdisziplinäre Forschungsprojekte mit der Thematik Alter(n), Demenz und Technik beschäftigen. Exemplarisch wird in diesem Beitrag eines vorgestellt: Das Projekt Quartrback, das am Institut für Technikfolgenabschätzung (ITAS) des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT) durchgeführt wird² und einen besonderen Fokus auf die Frage legt, welche Rolle Netzwerke im konkreten Quartier spielen können, um niedrigschwellige, aber dennoch umfassende Hilfsangebote für ein demenzfreundliches Gemeinwesen zu leisten. Beide Aspekte – das Quartier (englisch: quarter) und die Unterstützung (englisch: backup) – spiegeln sich in dem Projektnamen „Quartrback“ wider.

Ziel des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projektes ist es, ehrenamtliches Engagement und professionelles Know-How mit Technologie zu verbinden, um Menschen mit Demenz soziale Teilhabe und gesundheitsfördernde Bewegung im Quartier zu ermöglichen. Im Rahmen des Projektes werden neu zu entwickelnde, aber auch bereits vorhandene Technologien für Ortung, Monitoring, Zugangskontrolle und Information für den Einsatz bei Menschen mit Demenz in einem konkreten Quartier unter Einbeziehung von Angehörigen, Pflegepersonal und freiwilligen Helfenden erforscht. Dabei sollen Kriterien für Prototypen- und Feldtests sowie eine Ethik-Leitlinie für das System erarbeitet werden. Außerdem sind Empfehlungen für politische Entscheidungsträger, Dienstleister sowie für Entwickler und Anbieter anvisiert.

Im Zentrum des Konzeptes steht das so genannte ServiceCenterPfleger (SCP), in dem geschultes ehrenamtliches oder professionelles Personal mit Hilfe einer speziell zu entwickelnden Software auf Notfallsituationen reagieren und konkrete Handlungsoptionen in Gang setzen kann. Hierfür werden die am Projekt teilnehmenden Menschen mit Demenz mit individuellen Trackingsystemen, die zum Beispiel in Armbanduhren, Gürtelschnallen oder Mobiltelefonen installiert sind, ausgestattet. Diese orte ihre jeweilige Position und stellen unter Be-

(2) Nähere Informationen über das Projekt finden sich unter: www.quartrback.de (26.09.2016). Die Verfasserin ist Mitglied im Expertenbeirat des Quartrback-Projektes.

zunahme auf weitere Daten wie Tageszeit, Witterung, persönliche Gewohnheiten fest, ob sich die betroffene Person in einer für sie ungewöhnlichen Situation befindet, die ggf. auf eine Notlage hindeuten könnte. Auf diese können Betroffene in frühen Stadien der Demenz per Notfallknopf noch selbst hinweisen oder es wird in späteren Krankheitsstadien beispielsweise durch die Abweichung von typischen Bewegungsprofilen oder die Auswertung auffälliger Vitaldaten wie z.B. Blutdruckanstieg aufgrund akuter Aufregung oder Abfall der Körpertemperatur durch Aufenthalt im Freien bei schlechter Witterung und unpassender Kleidung Alarm ausgelöst. Zur konkreten Hilfeleistung steht ein Netz von ehrenamtlichen und professionellen Helferinnen und Helfern zur Verfügung, die ebenfalls mit Ortungssystemen ausgestattet sind und in akuten Notsituationen durch das SCP benachrichtigt werden und somit direkt vor Ort schnelle Hilfe leisten können.

Ziel des Projektes ist es, dass Menschen mit Demenz möglichst lange in ihrem vertrauten Sozialraum verbleiben können und ihnen dabei möglichst viel Sicherheit gegeben wird, um sich trotz zunehmender Desorientierung selbstbestimmt und selbstständig bewegen zu können. Dies entspricht auch dem häufig mit Demenz verbundenem Bewegungsdrang und dem Bedürfnis, biographisch bedeutsame Orte wie z.B. das Elternhaus immer wieder aufsuchen zu wollen, was jedoch durch den verstärkten Verlust des Orientierungssinns häufig zu Misserfolgen und somit zu Gefühlen von Scham und Angst und schließlich zum Rückzug und zur sozialen Isolation führen kann. In zentraler Weise wird deshalb im Quartrback-Projekt auf nachbarschaftliche Strukturen und ehrenamtliches Engagement zurückgegriffen, die vor allem eine Teilhabe an der Gemeinschaft und die Verwirklichung eines individuellen Lebensstils auch unter den Bedingungen von Demenz ermöglichen sollen. Somit verdeutlicht das Projekt, dass Demenz keineswegs ein rein individuelles oder familiäres Problem ist, sondern eine Herausforderung darstellt, die nur im größeren Kontext des Wohnquartiers gelöst werden kann. Dieses versteht sich im Idealfall als sorgende Gemeinschaft und ist für die besonderen Bedürfnisse von Menschen mit Demenz sensibilisiert.

Da Kirche und Diakonie in Form von Kirchengemeinden, diakonischen Einrichtungen, ambulanten Diensten und individuellem ehrenamtlichem Engagement das Leben vor Ort maßgeblich mit prägen und sich selbst als Teil des Quartiers verstehen, bietet das Forschungsprojekt eine gute Grundlage, um die nun folgenden allgemeinen Überlegungen zu einer Theologie des Helfens im interdisziplinä-

ren Diskurs auf ihre Praxisrelevanz in einem konkreten Bereich zu überprüfen.

⇒ 2 Helfen – Annäherungen an ein ambivalentes Phänomen

Helfen ist ein allgemein menschliches Phänomen, das tief in Gesellschaften verwurzelt ist und unabhängig von Religion, Kultur, Bildung und Kontext auftritt. Es wird im alltäglichen Miteinander praktiziert, ohne dass es einer wissenschaftlichen Reflexion bedarf. Es ist als „souveräne Lebensäußerung“ (Løgstrup 1989) transkulturell verbreitet, denn Menschen sind grundsätzlich auf gegenseitige Hilfe angewiesen.

Gleichzeitig ist Helfen auch ein spezifisch christliches Phänomen. Seitens der Diakonie und Caritas wird es institutionell praktiziert. Zahlreiche Bibeltexte wie die Beispielgeschichte vom Barmherzigen Samariter (Lk 10) oder das Gleichnis vom Weltgericht (Mt 25) geben Aufschluss darüber, inwiefern die Bereitschaft zu helfen als ein christlicher Grundwert angesehen werden kann. Ergebnisse von Umfragen zeigen, dass sowohl eng verbundene als auch distanzierte Kirchenmitglieder erwarten, dass Kirche Menschen in Notsituationen hilft, und zwar insbesondere dann, wenn andere Institutionen Lücken im gesellschaftlichen Versorgungssystem hinterlassen (vgl. Huber u.a. 2006).

In der modernen Wahrnehmung ist Helfen ein ambivalentes Phänomen. Es kann zu Asymmetrien führen, Bedürftigkeiten außer Acht lassen, Machtgefälle zur Folge haben. In diesem Zusammenhang wird auch eine „Legitimitätskrise des Helfens“ (Theißen 1998) konstatiert. Vermeintlich altruistische Motivationen des Helfens können sich psychologisch als Selbstausbeutung, soziologisch als kaschierte Herrschaft oder biologisch als evolutionäre Überlebensstrategie erweisen. Fragwürdigkeiten finden sich einerseits im individuellen Bereich, wo aufopferungsvolle Hilfeleistungen durch das Ideal der Selbstverwirklichung verdrängt werden. Sie können auch im institutionellen Bereich sichtbar werden, wo sich organisiertes Hilfehandeln zunehmend an den Maßstäben des Marktes orientiert und ökonomisch effizient sein muss.

Angesichts dieser grundlegenden Kritik ist Helfen zum Gegenstand unterschiedlicher wissenschaftlicher Reflexionen und somit zu einem interdisziplinären Phänomen geworden. Niklas Luhmann skizzierte beispielsweise aus soziologischer Perspektive unterschiedliche „Formen des Helfens im Wandel der gesellschaftlichen Bedingungen“ (Luhmann 1973). So entwickelte sich Helfen von der wechselseitigen

Leistung in archaischen Gesellschaften zur Gabe von Almosen durch Reiche an Arme im Mittelalter bis hin zur erwartbaren Leistung in modernen Gesellschaften. Im Zuge der Ausprägung einer eigenen Disziplin der Sozialen Arbeit vollzog sich eine zunehmende Professionalisierung, mit der nicht selten auch eine Abkehr vom Subjekt und eine verstärkte funktionalisierte Prozessorientierung einherging. Darüber hinaus wurde im Bereich der Psychologie durch Wolfgang Schmidbauer auf die Gefahr eines „Helfersyndroms“ (Schmidbauer 2007) hingewiesen. Sowohl aus psychologischer als auch aus soziologischer Perspektive wird weiterhin deutlich, dass Helfen ein vorwiegend weibliches Phänomen ist. Es sind vor allem Frauen, die im privaten oder beruflichen Bereich soziale Arbeit leisten. Helfen entspricht ihrem gesellschaftlichen Rollenbild und scheint auch genderspezifische Motivationen aufzuweisen (vgl. Staub-Bernasconi 2004).

Unter dem Stichwort „Gemeinwesendiakonie“ (Diakonisches Werk 2007; Horstmann 2010) ist im vergangenen Jahrzehnt ein Diakonieverständnis etabliert worden, das eine enge Verzahnung zwischen Kirchengemeinden, diakonischen Diensten und anderen säkularen Akteuren vor Ort vorsieht. Es geht dabei von der theologischen Grundentscheidung aus, dass Kirche ihren Ort nicht jenseits, sondern inmitten der Gesellschaft hat und sich daher nicht nur für andere, sondern mit anderen engagieren und für Inklusion einsetzen muss (vgl. Albert 2010). Zentral sind dabei die Orientierung an den konkreten Bedürfnissen der Menschen, die in dem jeweiligen Quartier leben, und die Idee, soziale Verantwortung zu übernehmen und das Gemeinwesen aktiv mitzugestalten. Dabei stellen Kirche und Diakonie vorhandene Netzwerke in Form von Kirchengemeinden, diakonischen Einrichtungen oder privaten Initiativen in den Dienst des Gemeinwesens oder bauen diese gemeinsam mit anderen Trägern vor Ort um oder aus. Dabei geht es nicht in erster Linie um die Etablierung oder Optimierung bestimmter Dienstleistungen oder Versorgungsstrukturen, sondern um eine Lebenshaltung, die neue Zugänge eröffnet, Ressourcen entdecken und Menschen ermutigen will. Insofern kommt mit dem Begriff Gemeinwesendiakonie ein christliches Hilfeverständnis zum Ausdruck, das von einer grundsätzlichen Offenheit gegenüber allen Menschen und Strukturen im jeweiligen Quartier geprägt ist und anstelle eines vorgefertigten Konzeptes eine beobachtende Perspektive einnimmt, um dann gemeinsame Lösungsstrategien für bestehende Herausforderungen zu entwickeln.

Trotz der umfangreichen Praxiserfahrungen in Diakonie und Kirche ist Helfen ein Phänomen, das aus systematisch-theologischer Perspektive bislang nur unzureichend reflektiert wurde. Umso dringlicher er-

scheint es, eine kritische Theorie des Helfens zu entwickeln, die im interdisziplinären Diskurs anknüpfungsfähig ist. Eine Theologie des Helfens fragt danach, wie Hilfehandeln theologisch begründet und verantwortet werden kann. Aufgabe einer kritischen Theorie des Helfens ist es, angesichts der aufgezeigten Ambivalenzen ein realistisches Bild von den Grundlagen und Möglichkeiten des Helfens zu zeichnen. Eine solche Theorie ist selbst ein Beitrag zum Helfen: Sie soll den Helferinnen und Helfern helfen, mit gutem Gewissen ihre Arbeit zu tun, aber auch ihre Grenzen zu sehen und zu akzeptieren. Im Folgenden soll aufgezeigt werden, inwiefern eine Konzeption des Helfens als Gabe und Gegenseitigkeit diesen Ansprüchen gerecht werden kann. Der Blick wird dabei vor allem auf die Dimension des Empfangens von Hilfe gerichtet, die in der bisherigen wissenschaftlichen Diskussion häufig negativ konnotiert war und unter den Bedingungen von Demenz eine besondere Relevanz hat. Aus theologischer Perspektive eröffnet sich hier die Chance für einen Wechsel der Blickrichtung, der den Menschen nicht bei seinen Defiziten behaftet, sondern trotz seiner Bedürftigkeit als Subjekt mit unverlierbarer Würde wahr- und ernstnimmt.

⇒ 2.1 Helfen als Gabe und Gegenseitigkeit

Einem Verständnis von Helfen als Gabe und Gegenseitigkeit (vgl. Albert 2010) liegt zunächst die Einsicht zugrunde, dass Helfen ein dynamisches Beziehungsgeschehen ist, das auf Geben und Nehmen beruht und insofern eine zwischenmenschliche Wechselseitigkeit impliziert. Dies lässt sich durch grundlegende psychologische und soziologische Überlegungen bestätigen: Helfen ist ein soziales und interaktives Geschehen, das sich realisiert, indem Hilfeleistungen gegeben und empfangen werden. Es vollzieht sich entweder spontan im zwischenmenschlichen Bereich, als Teil sozialer Netzwerke oder auch in institutionalisierten und professionalisierten Formen. Vor diesem Hintergrund kann Reziprozität als grundlegendes Prinzip des Hilfehandelns angesehen werden, wobei jedoch die Problematik asymmetrischer Hilfebeziehungen, die gerade auch im Hinblick auf Menschen mit Demenz im Quartier virulent ist, besonders berücksichtigt werden muss.

„Reziprozität in sozialen Beziehungen entsteht gerade aus der unaufhebbaren Verbindung von Eigeninteressen und sozialen Motivationen“ (Adloff/Mau 2005, 47). Dabei stehen einerseits – teilweise mit gesellschaftlichen Rollen verbundene – Erwartungen von Gegenseitigkeit im Vordergrund, die jedoch zugleich mit Grundsätzen von Ge-

rechtigkeit und Fairness korrespondieren. Eine wichtige Voraussetzung ist, dass Menschen in der Lage sind, sich in die Situation ihres Gegenübers hineinzusetzen und dies zum Maßstab ihres eigenen Handelns zu machen. Hierdurch vollzieht sich eine Begrenzung der Durchsetzung eigener Interessen, da diese mit den Interessen und Bedürfnissen des Gegenübers abgeglichen und insofern in ein angemessenes Verhältnis gesetzt werden. Es erfolgt also ein Ausgleich zwischen egoistischen und altruistischen Tendenzen, der sich am Kriterium dessen misst, was im Idealfall für alle Beteiligten gemeinsam den größten Vorteil bringt. Hier können sowohl Gleichheitsforderungen als auch die Orientierung an den Bedürfnissen von Individuen einen Beitrag dazu leisten, möglichst gerechte Bedingungen für ein gelingendes Zusammenleben zu schaffen. Unter den Bedingungen von Demenz gewinnt das Hineinversetzen in das Gegenüber eine besondere Brisanz – insbesondere dann, wenn die hilfebedürftige Personen unter Umständen selbst nicht mehr in der Lage sind, sich räumlich zu orientieren und sachlich angemessene Entscheidungen zu treffen.

Insgesamt stellt sich die Frage, wie es gelingen kann, dass der Aspekt des Empfangens von Hilfe nicht nur negativ konnotiert ist, sondern eine positive Bedeutung erhält. Als Lösungsansatz kommt hier das Phänomen der Gabe in den Blick. Gabe kann „als Fundament bzw. Grundstruktur allen Handelns“ (Berthoud 2006, 31) sowie als „ein universales anthropologisches Faktum“ (Starobinski 1994, 10) angesehen werden und „ist grundsätzlich ein Vorgang wechselseitiger Anerkennung“ (Berthoud 2006, 40). In zahlreichen soziologischen und philosophischen Diskussionen, die sich insbesondere seit Marcel Mauss' Abhandlung „Essaie sur le don“ aus dem Jahr 1923/24 (1990) entfacht haben, wurde deutlich, dass ein angemessenes Verständnis von Gegenseitigkeit nur durch eine Annäherung an das Phänomen der Gabe erfolgen kann. Eine zentrale Linie ist dabei der phänomenologische Zugang, der beispielsweise von Jacques Derrida (1993) und Jean-Luc Marion (vgl. Gabel/Joas 2007) praktiziert wird. Wichtige Diskussionspunkte sind die Verortung von Gabe zwischen Tausch und Unentgeltlichkeit sowie eine Verhältnisbestimmung von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit (vgl. Gouldner 1984; Rawls 2003).

Gelten Reziprozität und Gabe als Grundmechanismen menschlichen Zusammenlebens, so müssen diese auch auf asymmetrische Beziehungen anwendbar sein. Hierfür bedarf es eines Verständnisses von Gegenseitigkeit, das Raum lässt für die Dimension der Gabe und die Möglichkeit bietet, Gaben zu empfangen, ohne dass dies eine Verschärfung von Asymmetrien zur Folge haben muss. Ein angemessene-

nes Verständnis von Gegenseitigkeit sollte Asymmetrien entgegenwirken, indem eine gerechte Umverteilung bestehender Ressourcen und eine Anerkennung der Bedürfnisse von Individuen und eine damit verbundene Wertschätzung benachteiligter Personen erfolgen. Dies kann auch geschehen, indem sie insbesondere im geschützten Rahmen des Quartiers eine sorgende Unterstützung erfahren, die jedoch nicht als Bevormundung und Entmündigung, sondern vielmehr als „assistierend-befreiende Zuwendung“ (Eurich 2008, 190) verstanden werden sollte. Grundlage hierfür ist die Einsicht, dass nicht nur das konkrete Gegenüber Defizite hat, sondern vielmehr jeder Mensch den Bedingungen von Leiblichkeit, Bedürftigkeit und Verletzlichkeit unterliegt. Angesichts dieser Einsicht formuliert Herlinde Pauer-Studer: „Diese geteilte Menschlichkeit bildet den Ausgangspunkt moralischer Rücksichtnahme“ (Pauer-Studer 1996, 268). Mit diesem Ansatz orientiert sich eine moralische Beurteilung nicht in erster Linie an den Voraussetzungen gesellschaftlicher Kooperation, sondern an den Bedürfnissen des Menschen und bezieht somit über die Dimensionen von Freiheit und Gleichheit hinaus auch Aspekte wie Empathie, Sensibilität und Solidarität ein. Gerade dies wird für die Anwendbarkeit auf das Themenfeld Demenz von entscheidender Bedeutung sein und wird im Forschungsprojekt Quartrback durch den angestrebten „Bürger-Profi-Technik-Mix“ (vgl. Quartrback 2016) aufgegriffen.

Die Stärke von Gabe und Gegenseitigkeit liegt vor allem darin, sich auf eine anthropologische Einheit stützen zu können, die in verschiedenen historischen, kulturellen und wissenschaftlichen Kontexten eine Vielzahl unterschiedlicher Ausprägungen annehmen kann. Im Folgenden werden Gabe und Gegenseitigkeit aus kommunikationstheoretischer Perspektive näher beleuchtet, auf helfendes Handeln befragt und auf den Bereich der Quartiersarbeit unter den Bedingungen von Demenz angewendet sowie für eine Theologie des Helfens fruchtbar gemacht.

⇒ 2.2 Helfen als kommunikatives Geschehen

In Anknüpfung an Ingolf U. Dalferths (2007) Verständnis von Gabe im Sinne einer hermeneutischen Lebensweltphänomenologie steht auch beim Helfen die personale Komponente im Vordergrund. Genauso wie es Gaben nicht ohne Empfänger geben kann, geschieht Hilfe nur, indem sie einem Gegenüber persönlich zuteil wird. Hilfe kann nur für eine konkrete Person geleistet werden und wird nur dann wirksam, wenn diese sie auch als Hilfe annimmt. Dies kann sich nur im Zuge eines kommunikativen Beziehungsgeschehens vollziehen, das einen

Prozesscharakter aufweist und stets in die Lebenswelt und den Sozialraum konkreter Individuen eingebettet ist. Für Dalferth liegt der Kern der Sache in der Dynamik der Übertragung von Gaben, in der zugleich die Blickrichtung vorgegeben ist, aus der allein Gaben angemessen betrachtet werden können: Dies kann nicht aus der Perspektive des Gebers, sondern allein aus der Perspektive des Empfängers geschehen. Somit liegt der Akzent nicht darauf, wie Gaben bzw. Hilfeleistungen gegeben, sondern wie sie empfangen werden, und eben dies beschreibt Dalferth mit dem Begriff „Modus des Bekommens“ (ebd. 174).

Durch Hilfe, die uns zuteilwird, werden wir, wozu wir uns nicht selbst machen können: zu Empfängerinnen und Empfängern. In dem Moment aber, wo ich mich als Empfängerin einer Gabe ansehe, verstehe ich mich selbst völlig passiv. Hilfehandeln muss von außen geschehen und löst zugleich Veränderungen in mir aus. Dalferth beschreibt diesen Prozess folgendermaßen:

Zum Empfänger wird man dabei ganz passiv, indem man etwas bekommt. Das verändert einen, weil es vor die nicht vermeidbare Entscheidung stellt, sich annehmend oder ablehnend dazu zu verhalten. Aber es verändert einen positiv, weil man Chancen und Möglichkeiten bekommt, die man von sich aus nicht gehabt hätte (ebd.173).

Das, was eine Gabe ausmacht, liegt für Dalferth damit letztlich nicht in der Gabe selbst oder im Akt des Gebens, es realisiert sich im passiven Vollzug des Bekommens, der zugleich neue Lebensmöglichkeiten eröffnet und somit als „Passivität des Werdens“ (ebd.176) bezeichnet werden kann. Der zentrale Punkt liegt also nicht darin, dass ein Subjekt durch die Gabe agiert, sondern dass es durch die Gabe erst zum Subjekt wird. Dies geschieht paradoxerweise nicht in freier Selbstbestimmung, sondern durch absolute Fremdbestimmung, und zwar unabhängig davon, ob ein Mensch geistigen Einschränkungen unterliegt oder nicht.

Damit erfährt der Aspekt des Hilfeempfangens, der aus psychologischer und soziologischer Perspektive eher negativ konnotiert war und gerade unter den Bedingungen von Demenz einer besonderen Sensibilität bedarf, eine völlige Neubewertung. Er ist von einem Kommunikationsprozess geprägt, der sich zwar weiterhin durch die Passivität des Empfängers auszeichnet, allerdings wird diese nun wesentlich positiver qualifiziert: Sie ergibt sich nicht aus dem Unterlegenheitsgefühl der Hilfe empfangenden gegenüber der Hilfe leistenden Person, sondern gestaltet sich als existentielle Grundbefindlichkeit, die letztlich beiden Beteiligten gemeinsam ist und im Handlungsprozess zu-

gleich aktivierend wirkt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Gaben stets kontextsensitiv sind, weshalb gilt: „Nicht für alle ist dasselbe Geben dieselbe Gabe“ (ebd.). Daraus ergibt sich, dass jedes Individuum in seiner jeweiligen Lebenswelt zur eigenen Identität finden muss, unabhängig davon, inwiefern die persönliche Fähigkeit zur Entscheidungsfindung gewährleistet ist oder nicht. In diesem Prozess ergeben sich aus den empfangenen Gaben Aufgaben und Verpflichtungen, die sich nur im Füreinander und in Gemeinschaft mit anderen praktizieren lassen: „Gaben verpflichten, weil man oft das, wozu sie einen machen, nicht anders leben kann als gemeinsam mit anderen“ (ebd. 177). Gerade deshalb nimmt das Forschungsprojekt Quartback seinen Ausgangspunkt in einem konkreten Quartier und ist darauf angelegt, Gemeinschaft zu stärken und mögliche Defizite innerhalb der Gemeinschaft zu kompensieren. Der Einsatz technischer Unterstützungssysteme erweist sich vor diesem Hintergrund als nachrangig, da die personale Komponente des Hilfesgeschehen stets im Vordergrund steht: Helfen ist und bleibt ein personales und kommunikatives Geschehen, das durch den Einsatz von Technik unterstützt, aber nicht ersetzt werden kann. In diesem Sinne kann Technik als zusätzliche Gabe fungieren, bleibt aber stets ein Mittel zum Erreichen eines bestimmten Zwecks, das keineswegs die Dimension zwischenmenschlicher Gegenseitigkeit erreichen kann.

⇒ 2.3 Helfen als responsives Geschehen

Auch Bernhard Waldenfels betrachtet das Phänomen der Gabe aus kommunikationstheoretischer Perspektive und legt dabei den Akzent auf das „antwortende Geben“, dem stets „Momente des Vorschusses und Überschusses“ innewohnen, „die über den Rahmen ökonomischer und rechtlich-moralischer Ordnungen hinausgehen“ (1994, 609). Er geht davon aus, dass „antwortendes Geben“ nicht einer Situation des Mangels entspringt, sondern vielmehr aus dem Überschuss schöpft:

Das, worauf wir antworten, besteht nicht in etwas, das fehlt, das also in einer Ordnung bereits vorgesehen und vorgezeichnet ist, es besteht in einem Außer-ordentlichen, das diese Ordnungen durchkreuzt (ebd.).

Es führt dazu, dass die Hilfeempfängerin nicht als defizitär verstanden, sondern als gleichberechtigtes Gegenüber wahrgenommen wird, wobei sich alle Beteiligten als eingebettet in einen größeren Horizont

erfahren und zwischenmenschliche Asymmetrien bedeutungslos werden.

Entscheidend ist für Waldenfels, dass der Überschuss im Phänomen der Gabe selbst liegt. Denn eine Gabe gehe immer über das Geschuldete hinaus und setze damit die ökonomischen Grundsätze von Gleichheit und Sparsamkeit außer Kraft, trage also immer Züge von Verausgabung und Vergeudung in sich, worin ihr „Mehrwert“, ihr „Surplus“ liege (ebd. 606-607). Gabe ist mehr als ein Tauschvorgang gegenseitigen Gebens und Nehmens, sie ist vielmehr ein Geschenk. Dies beinhaltet, dass das Geben im Gabeprozess etwas gewinnt, was es zuvor nicht hat (vgl. Waldenfels 1997, 402). Sofern also von „antwortendem Geben“ die Rede ist, lässt sich nicht mehr von einer einfachen Verhältnisbestimmung von Geben und Nehmen ausgehen. Vielmehr erfahren angesichts des Überschusses sowohl Geben als auch Nehmen völlig neue Ausprägungen, die sich auf der einen Seite als „nehmendes Geben“ und auf der anderen Seite als „gebendes Nehmen“ und somit als „Verdoppelung“, von der beide Seiten profitieren, beschreiben lassen (vgl. Waldenfels 1994, 614-615).

Während der Einsatz von Technik in erster Linie darauf zielt, einem Mangel Abhilfe zu verschaffen, ist es das Ziel einer zwischenmenschlichen Gabe in Form eines unentgeltlichen Geschenkes Teilhabe am Überschuss zu ermöglichen. Der Anstoß für dieses Geschenk wird dabei von außen herangetragen und somit vor der eigentlichen Gabe empfangen – ebenso wie eine Antwort stets eine Reaktion auf eine Frage ist, die von einer anderen Person in einer konkreten Situation gestellt wird. Eine Frage stellen und eine Antwort bekommen – oder allgemeiner formuliert: nehmen und geben – stehen somit in konstitutivem Zusammenhang und kommen erst miteinander zur vollen Entfaltung.

Überträgt man die dargelegten Erkenntnisse auf den Bereich helfenden Handelns, heißt dies, dass Hilfegeben und Hilfeempfangen durch ein von außen hinzukommendes und über den Einsatz von Technik weit hinausreichendes Moment miteinander verknüpft sind und somit über die eigentliche Hilfehandlung und die agierenden Personen hinausweisen. Unterschiede zwischen Hilfe gebender und Hilfe empfangender Person können dabei im konkreten Sozialraum weiterhin bestehen, jedoch werden sie angesichts der übergeordneten Perspektive relativiert.

⇒ 2.4 Helfen als Rechtfertigungsgeschehen

Die soeben entfaltete These lautet, dass Helfen ein kommunikatives Antwortgeschehen ist, das auf wechselseitige Anerkennung zielt. Aus theologischer Perspektive lässt sich diese Grundeinsicht auf der Basis der Rechtfertigungslehre erörtern. Nach Oswald Bayer beginnt theologische Ethik nicht mit der Frage „Was sollen wir tun?“, sondern mit der Frage „Was ist uns gegeben?“ (1995, 41). Dass der Mensch im Wortwechsel mit Gott von vornherein ein Antwortender ist, ist eine reformatorische Grundeinsicht und kann daher als spezifisch protestantisch gelten. Insofern lässt sich das skizzierte Verständnis von Helfen als Gabe und Gegenseitigkeit aus theologischer Perspektive im Lichte der Rechtfertigungslehre begründen.

Ausgangspunkt des Rechtfertigungsgeschehens ist die Annahme, dass das menschliche Dasein von einem grundlegenden Gegebensein durch Gott geprägt ist. Der Mensch empfängt das Leben und erhält damit zugleich die Aufgabe, es für sich persönlich anzunehmen und in seinem Kontext verantwortungsvoll zu gestalten. Dabei ist der Mensch nicht auf sich allein gestellt, sondern in ein Beziehungsgeflecht zu sich selbst, seinen Mitmenschen, seiner Umwelt und zu Gott eingebunden. Vor diesem Hintergrund ist Rechtfertigung einerseits reine Gabe (vgl. Grane 1996, 45), gleichzeitig aber eng mit einer Vorstellung von Gegenseitigkeit oder Reziprozität verbunden (vgl. Holm 2006, 4). Rechtfertigung geschieht allein durch Christus, zielt aber auf Verwirklichung im zwischenmenschlichen Bereich im jeweils konkreten Sozialraum.

Damit bildet die Rechtfertigungslehre zugleich eine Brücke zwischen göttlicher Überfülle und menschlicher Begrenztheit. Trotz aller gegebenen göttlichen Gnade bleibt menschliches Leben auf Hilfe durch andere Menschen vor Ort und ggf. auch technische Unterstützung angewiesen. Bezogen auf helfendes Handeln verstanden als Gabe und Gegenseitigkeit heißt dies, dass das Geschenk der göttlichen Gnade jeder menschlichen Hilfeleistung vorausgeht und auf einer übergeordneten Ebene liegt, so dass eine menschliche Gegenleistung von vornherein ausgeschlossen ist. In diesem Sinne kann die Gabe Gottes mit Paul Ricoeur als „erste Gabe“ (2006, 301) verstanden werden, die allein auf Großherzigkeit basiert und alle folgenden Prozesse ohne jede Erwartung auf Rückerstattung erst in Gang setzt. Denn Ricoeur geht davon aus, dass im Zeichen der Liebe nicht eine Verpflichtung zur Gegengabe besteht, sondern vielmehr von einer Antwort auf ein Angebot die Rede sein muss, das von der ersten Gabe ausgeht:

Im Zeichen der Agape muss man statt von einer Verpflichtung zur Gegengabe von der Antwort auf einen Appell sprechen, der von der Großherzigkeit der anfänglichen Gabe ausgeht. (...) Das Empfangen wird zur Schlüsselkategorie, weil die Art, wie die Gabe angenommen wird, darüber entscheidet, wie der Empfänger sich zur Gegengabe verpflichtet fühlt. (ebd. 302)

Alles menschliche Hilfehandeln, das im jeweiligen Sozialraum weiterhin notwendig bleibt und auch technisch unterstützt werden kann, muss dann als Antwort auf das Angebot der vorausgegangenen Gabe Gottes und somit in Anknüpfung an Waldenfels als „antwortendes Geben“ verstanden werden. Als solches nimmt es sich Gottes erste Gabe zum Vorbild und überträgt sie auf den zwischenmenschlichen Bereich. Das hier geschehende Hilfehandeln kann nun als „zweite erste Gabe“ (ebd. 301) angesehen werden, die ebenfalls auf Großherzigkeit beruht und auf die Forderung einer Gegenleistung verzichtet. Damit ist es jeder Ökonomie des Tausches entzogen und unterliegt vielmehr einer „Logik der Überfülle, des Mehr als nötig, des Umsonst, der zugespielten und gefundenen, nicht der gesuchten und vermissten Möglichkeiten“ (Dalferth 2007, 190).

Eine Theologie des Helfens hat es – trotz ihres Ausgangspunktes in der Überfülle Gottes – im konkreten Sozialraum mit Krisenphänomenen zu tun, die die menschliche Fremdheit und Begrenztheit deutlich aufscheinen lassen. Ihre Aufgabe ist es, gerade angesichts der überströmenden Gnade Gottes einen Perspektivwechsel zu vollziehen und neu zu definieren, was als alltäglich und normal zu gelten hat. Bezogen auf die Menschen, die insbesondere im Quartier und unter den Bedingungen von Demenz Hilfe brauchen und Hilfe leisten, besteht die erste anthropologische Konsequenz in einer gemeinsamen Betroffenheit. Inwiefern die Rechtfertigungslehre effektiv für eine Theologie des Helfens sein kann, gilt es zu skizzieren:

- „Sie ermutigt zur Emanzipation von falschen Autoritäten“ (Barth 2002, 550): Aus christlicher Perspektive gilt: Rechtfertigung geschieht allein durch Gott, nicht durch andere gesellschaftliche und religiöse Autoritäten oder technische Machbarkeiten und auch nicht aufgrund psychischer Internalisierungen. Sie ist unabhängig vom jeweiligen Gesundheitszustand und sozialen Status. Damit steht christliches Hilfehandeln auf der unerschütterlichen Basis der reinen Gabe – unabhängig davon, inwiefern diese in der Welt explizit wird oder nicht. Insbesondere kann in diesem Zusammenhang ein Verbleib von Menschen mit Demenz im vertrauten Quartier dazu beitragen,

möglichst lange emanzipiert und weitgehend selbstbestimmt zu leben und sich mit Hilfe technischer Unterstützung frei und dennoch sicher zu bewegen.

- „Sie ermöglicht Realitätsgewinn“ (ebd.): Dies betrifft sowohl die positiven als auch die negativen Seiten des Lebens und jegliche Ambivalenzen im Quartier. Die Rechtfertigungsbotschaft befreit dazu, Wirklichkeit – trotz aller Unvollkommenheit und Fragmentarhaftigkeit – anzunehmen, so wie sie ist. Dazu gehört die Einsicht, dass Menschen mit Demenz selbstverständlicher Teil des Quartiers sind und sich nicht vor den Augen der Öffentlichkeit zurückziehen müssen. Es gilt, ihre Anwesenheit weder zu verdrängen noch zu beschönigen; Anfechtungen und Zweifel bezüglich eigener Vorstellungen von gelingendem Leben im Alter haben hier genauso ihren Ort wie Versagen und Schuld im konkreten Miteinander. Damit wird es möglich, einen Zugang zum Hilfehandeln mit all den hierin implizierten menschlichen und technischen Ambivalenzen zu finden. Im Licht der Rechtfertigungsbotschaft finden sowohl Aspekte des Helfersyndroms als auch Machtgefälle von Hilfebeziehungen ihre angemessene Verortung, ebenso wie gelingendes Hilfehandeln mit oder ohne technische Unterstützung, das Abhängigkeiten reduziert und Freiheit ermöglicht.
- „Sie schafft Entlastung“ (ebd.): Der Druck, sich um das eigene Wohl und Heil sowie das der Mitmenschen und der Umwelt zu sorgen, wird dadurch gemindert, dass der Zuständigkeitsbereich des Menschen hierfür verringert wird. Man kann und muss nicht für alles selbst sorgen, sondern darf sich entlastet wissen durch die vorgängige Zusage und Gabe Gottes. Dies gilt auch und insbesondere unter den Bedingungen von Demenz, wo die Unzulänglichkeit des eigenen Hilfehandelns spürbar wird und die Grenzen des menschlich und technisch Möglichen erreicht sind. Gerade im geschützten Raum des Quartiers können Angehörige Entlastung erfahren, indem sie wissen, dass sowohl der Einsatz von Technik als auch ein Netz von haupt- oder ehrenamtlich Helfenden zur Verfügung steht, das im Notfall eingreifen kann. Im übergreifenden Sinne bleibt dabei der Anspruch bestehen, dass ein funktionierendes und achtsames Miteinander bedarfsorientiert zur wechselseitigen Entlastung aller Menschen, die im konkreten Quartier leben, führt.
- „Sie führt zu Authentizität“ (ebd.): Durch die Rechtfertigungsbotschaft darf sich der Mensch so angenommen wissen, wie

er ist, und sich dementsprechend verhalten. Er darf sich auf der Basis, dass Gott ihn geschaffen hat und zur Entfaltung bringen will, in aller Lebendigkeit selbst verwirklichen und die ihm gegebene Freiheit aktiv gestalten, ggf. auch mit technischer Unterstützung. Dies schließt fehlerhaftes Handeln nicht aus, relativiert es aber. So wird beispielsweise die Erstbegegnung mit einem Menschen mit Demenz in einer Notsituation noch von Unsicherheit in der Kommunikation und im Umgang miteinander geprägt sein. Jedoch wird das Unbehagen abnehmen, je häufiger und alltäglicher die Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Demenz im Quartier werden. Authentizität und darauf basierende Empathie sind Grundvoraussetzungen für gelingendes Helfehandeln und der Ermöglichungsgrund für eine angemessene Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen im jeweiligen Sozialraum.

- „Sie macht den Menschen durch Emanzipation, Realitätsgewinn, Entlastung und Vermittlung von Authentizität handlungsfähig“ (ebd.): Der Mensch muss falsche Entscheidungen und fehlerhaftes Verhalten nicht fürchten und ist deshalb zum Handeln befreit. Damit ist er in der Lage, das zu tun, was von Anfang an sein Auftrag ist: die Botschaft der Versöhnung Gottes in der Welt zu kommunizieren, und zwar so, wie es den vorfindlichen Gegebenheiten der jeweiligen Lebenswelt angemessen ist. Im Vollzug dieser Kommunikation gilt es dabei einerseits Begrifflichkeiten zu finden, die allgemein verständlich und nicht ausschließlich religiös konnotiert sind. Andererseits ist es wichtig, nicht nur über Dinge zu reden, sondern sie aktiv vor Ort zu tun. Dabei bieten konkrete zwischenmenschliche Begegnungen entscheidende Impulse, sich selbst weiter zu entwickeln und miteinander immer wieder Neues zu lernen. Im Helfehandeln, verstanden als Gabe und Gegenseitigkeit, wird beides realisiert: Eine Verständigung durch Begriffe, die religiös oder nicht-religiös interpretiert werden können, und eine praktische Umsetzung in helfendes Handeln im konkreten Quartier.

⇒ 3 Helfen angesichts von Fremdheit im vertrauten Quartier

In Anknüpfung an die theologischen Überlegungen zu einer Theorie des Helfens als Gabe und Gegenseitigkeit gilt es nun, diese unter den besonderen Bedingungen der Demenz zu reflektieren. Dies geschieht zunächst durch eine phänomenologische Einordnung der Demenz als

radikale Fremdheitserfahrung in Anknüpfung an Bernhard Waldenfels' Konzeption von Fremdheit (2006). Im Anschluss daran soll aufgezeigt werden, inwiefern die Beibehaltung des persönlichen Lebensumfeldes im konkreten Quartier dazu beitragen kann, mit Fremdheitsgefühlen angesichts der Demenz besser umgehen zu können oder diese sogar zu überwinden. Dadurch kann im Idealfall eine Vertrautheit (wieder)hergestellt werden, die zur Erhaltung oder Steigerung der Lebensqualität unter den Bedingungen von Demenz beitragen kann, indem sie Sicherheit vermittelt und soziale Teilhabe ermöglicht.

⇒ 3.1 Helfen bei Demenz als Fremdheitserfahrung

Die Konfrontation mit der Diagnose Demenz bedeutet für viele Betroffene und ihre Angehörigen einen Prozess der Fremdheitserfahrung. Sie ist häufig verbunden mit dem Gefühl, der Situation nicht ausweichen zu können, ihr regelrecht ausgeliefert zu sein. Insofern lässt sich die Fremdheitserfahrung der Demenz in Anknüpfung an Waldenfels auffassen als „ein Grenzphänomen par excellence. Es kommt von anderswoher, selbst wenn es im eigenen Haus und in der eigenen Welt auftritt“ (Waldenfels 2006, 15). Im Falle der Demenz betrifft die Fremdheitserfahrung nicht nur das eigene Haus oder die eigene Welt, sondern den Kern der Person selbst. Die Frage, wer bin ich eigentlich (noch), wenn meine Gehirnfunktionen nachlassen, ich mich nicht mehr gut orientieren, angemessen artikulieren und meiner eigenen Gegenwart und Vergangenheit nur eingeschränkt erinnern kann, führen dabei viele Betroffene an den Rand der Verzweiflung und ihre Angehörigen in eine Situation der Hilflosigkeit.

Viele Menschen mit Demenz fühlen sich in ihrem Personsein insbesondere angesichts der gesellschaftlich stark etablierten Werte von Rationalität und Selbstbestimmung grundlegend angetastet, vielleicht sogar in Frage gestellt. Gerade deshalb kann es hilfreich sein, eine anthropologische Relativierung vorzunehmen, die deutlich macht, dass auch ohne Demenz keine Sicherheit gegeben ist, über sich selbst völlig frei verfügen zu können. Umgekehrt bedeutet die Diagnose Demenz keineswegs einen Verlust an Würde. Vielmehr gilt es, mit der Kategorie der Fremdheit darauf zu verweisen, dass wir von dem Phänomen der Demenz alle betroffen sind, unabhängig davon, ob wir selbst oder nahestehende Angehörige damit bereits konfrontiert worden sind oder nicht:

Fremdheit lässt sich auf vielerlei Weise umschreiben,
nicht zuletzt als ein Anfang, dessen wir nicht Herr sind.
(...) Fremdheit löscht all das, was in unserer neuzeitlichen

Tradition ‚Subjekt‘ und ‚Rationalität‘ heißt, nicht aus, aber sie führt zu der Einsicht, dass niemand je völlig bei sich selbst und in seiner Welt zuhause ist (ebd. 125-126).

Zugleich macht das Phänomen der Fremdheit deutlich, dass Menschen stets unterschiedliche Individuen sind, die sich zwar in begrenzten Maße annähern können, sich aber dennoch grundlegend fremd bleiben:

Ich sehe dich nie, wie du mich siehst, und nie dort, von wo aus du mich siehst; denn vom fremden Blick bin ich getroffen, bevor ich sehe, wer mich sieht (Waldenfels 2007, 363).

Fremdheit lässt sich dabei nur indirekt erfassen und erscheint häufig als Abweichung von der Norm oder als ein Überschuss des normal Erwartbaren, wie es beispielsweise in den Phänomenen der Gabe, des Geschenks oder der Vergebung, aber auch in Hass- und Gewalterfahrungen der Fall sein kann (vgl. ebd. 364). Umso schwieriger kann es daher sein, die Fremdheitserfahrung in bestehende sozialräumliche oder sozialpolitische Strukturen zu integrieren. Die damit implizierte Unverfügbarkeit des Fremden lässt die Radikalität der Fremdheit und die damit möglicherweise verbundene Leidenserfahrung noch einmal besonders deutlich werden:

Fremdes, das uns außer uns selbst geraten und die Grenzen der jeweiligen Ordnung überschreiten lässt, kann nichts sein, was wir selbsttätig herbeiführen. Es ist nur zu denken als ein *Pathos*, das uns widerfährt. Die Ambivalenz, die in diesem Wort liegt und die das Leiden einschließt, bewahrt uns vor einer harmlosen Deutung des Fremden (Waldenfels 2006, 131).

Lässt sich das Fremde auch und gerade unter den Bedingungen von Demenz nicht verharmlosen, so bleibt die Frage, wie sich damit umgehen lässt, d.h. wie Menschen mit Demenz angemessen geholfen werden kann. Zunächst lässt sich hier auf die Prozesshaftigkeit verweisen, die allein Eigenes und Fremdes angemessen zueinander ins Verhältnis setzen lässt. Sie macht deutlich, dass es im täglichen Umgang mit Demenz, keine scharfe Abgrenzung zwischen Schwarz und Weiß geben kann, sondern dass es vielmehr Graustufen sind, mit denen wir immer wieder neu umgehen müssen:

Der Gegensatz zwischen Eigenem und Fremden entspringt keiner bloßen Abgrenzung, sondern einem Prozess der Ein- und Ausgrenzung. Ich bin dort, wo du nicht sein kannst und umgekehrt. Fremd ist ein Ort, wo ich nicht

bin und sein kann und wo ich dennoch in Form dieser Unmöglichkeit bin“ (ebd. 114).

Vor diesem Hintergrund kann Inklusion im Blick auf Menschen mit Demenz in einem konkreten Quartier gelingen, wenn betroffenen Personen ermöglicht wird, bisher ausgeübte Tätigkeiten und Funktionen beispielsweise in Vereinen oder Gremien auch dann weiter auszuführen, wenn ihre Wahrnehmungen und Handlungen aufgrund der Demenz deutliche Veränderungen aufweisen. Voraussetzung ist hierfür ein flexibel reagierendes soziales Umfeld, das den Prozess der Ein- und Ausgrenzung sensibel begleitet und nur dann kreativ und behutsam interveniert, wenn Konflikte angesichts der unterschiedlichen Wirklichkeitsdeutungen zu eskalieren drohen. So ist es durchaus vorstellbar, dass Menschen mit Demenz beispielsweise in Kirchengemeinden oder kommunalpolitischen Gremien weiterhin Verantwortung tragen und diese auch öffentlich sichtbar wahrnehmen. Im Idealfall werden die damit verbundenen Fremdheitserfahrungen dazu führen, dass im konkreten Sozialraum Demenz stärker wahrgenommen wird, und zwar nicht nur als möglichst verschlossene Privatsache, sondern als Phänomen von umfassender Relevanz für alle Menschen.

Die Frage, welche Rolle der Einsatz technischer Unterstützungssysteme im Falle der Demenz spielen kann, bedarf dabei einer besonders sensiblen Reflexion: Liegt hierin eine Orientierungshilfe, die eine Brücke zwischen der „ver-rückten“ und der vermeintlich „normalen“ Welt bilden kann, oder stiften sie zusätzliche Verwirrung? Kommt mit dem Einsatz von Technik eine zusätzliche Dimension von Fremdheit ins Spiel oder liegt gerade in der Technikanwendung ein Ansatz zur Überwindung von Fremdheit?

In jedem Fall wird deutlich, dass bei einer Deutung von Demenz als Fremdheitserfahrung der Schlüssel einer weiterführenden Umgangsweise im kommunikativen Bereich liegt. Dabei steht der Prozess des gemeinsamen Suchens nach adäquaten Umgangsmöglichkeiten mit der Fremdheit im Vordergrund. Es gilt, im Umgang mit Betroffenen immer wieder neu Antworten zu finden, die bei der jeweils konkreten Situation ansetzen, emotionale Befindlichkeiten berücksichtigen und auch auf Wahrnehmungen sensibel eingehen, die sich möglicherweise rational nicht verifizieren lassen. Bernhard Waldenfels schlägt in diesem Zusammenhang ein Antworten vor, das selbst „aus der Fremde kommt“ und mehr ist „als ein sinnhaftes Verstehen, mehr als eine normengeleitete Verständigung“ (ebd. 131-132):

Das Fremde als Fremdes erfordert eine responsive Form von Phänomenologie, die bei dem beginnt, was uns auf befremdende, erschreckende oder erstaunliche Weise

herausfordert, herauslockt, herausruft und unsere eigenen Möglichkeiten in Frage stellt, bevor wir uns auf ein fragendes Wissen- und Verstehenwollen einlassen (ebd. 58).

Mitunter ist es hier gerade das Unerwartete, das kreative Möglichkeiten der Kommunikation freisetzt. Beispielsweise kann dies die unbefangene Freudenbekundung eines Kleinkindes sein, die das wiederholte Umherirren des Urgroßvaters im eigenen Haus mit den Worten „Isser wieder, isser wieder!“ (Warns 2013, 27) kommentiert. So kann es gelingen, die Erfahrung der Fremdheit und Desorientierung des alten Mannes zugunsten eines Gefühls des Angenommenseins auf unbeabsichtigt humorvolle Weise zu überwinden. Möglicherweise kann hier auch der Einsatz von Technik als begleitende Unterstützung hilfreiche Prozesse in Gang setzen: So kann beispielsweise die Betätigung des Notfallknopfes in einer angstbesetzten Situation der Desorientierung die akute Fremdheitserfahrung beenden, indem hierdurch vertraute Menschen benachrichtigt werden und direkt am Ort des Geschehens beruhigend eingreifen können.

Konstitutiv für den Suchprozess insgesamt und für sozialpolitische Entscheidungen im Besonderen ist, dass Menschen mit Demenz mit Menschen ohne Demenz in Kontakt und im Dialog bleiben – mit oder ohne technische Unterstützung. Denn nur durch konkrete zwischenmenschliche Begegnungen kann gewährleistet werden, dass Fremdheitserfahrungen übersetzt werden und somit erinnerbar und zugleich zukunftsfähig sein können:

Das Vergessen beginnt jetzt und hier, die Fremdheit sucht uns heim inmitten der Gegenwart. Eben deshalb brauchen wir Zeugen und Zeugnisse, die es uns erlauben, mit fremden Augen zu sehen, mit fremden Ohren zu hören (Waldenfels 2007, 365).

⇒ 3.2 Helfen in der Vertrautheit des Quartiers

Gerade angesichts der mit der Diagnose Demenz verbundenen radikalen Fremdheit kann die Einbettung in die vertraute Umgebung ein entscheidender Schritt sein, um Sicherheit und soziale Teilhabe zu ermöglichen und somit Lebensqualität zu erhalten oder sogar zu verbessern. Das Quartier fungiert hier als vertrauter Raum, der für Stabilität in unsicheren Lebensphasen sorgen kann. Der entscheidende Schlüssel liegt dabei in der Frage, wie Menschen im Quartier miteinander leben und miteinander umgehen. In diesem Sinne ist eine zentrale Fragestellung, wie die im Quartier lebenden Menschen fürei-

inander sensibilisiert werden können und Hemmschwellen insbesondere im Umgang mit Menschen mit Demenz oder anderem geistigen oder körperlichen Beeinträchtigungen durch konkrete Bildungs- und Begegnungsangebote abgebaut werden können.

Aus ethischer Perspektive erweist sich der Ansatz der Care-Ethik als aufschlussreich, der grundlegend davon ausgeht, dass nicht die Autonomie des Individuums, sondern das Netzwerk zwischenmenschlicher Beziehungen von entscheidender Bedeutung für ein gelingendes Leben ist. Als zentrales Kriterium für ein gutes Zusammenleben schlägt Elisabeth Conradi „Achtsamkeit“ (2001) vor. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass sie über rein materielle Komponenten hinausweist, indem sie die konkrete Situation und die Beziehung zwischen den beteiligten Subjekten in den Vordergrund stellt und auch die emotionale Ebene berücksichtigt:

„Achtsamkeit“ formuliert den Grundgedanken, dass Menschen füreinander außerordentlich bedeutsam sind. (...) Achtsamkeit trägt der Bezogenheit von Menschen aufeinander, ja sogar der Abhängigkeit voneinander Rechnung. Achtsamkeit beginnt in einer Situation, in der Menschen ein Verhältnis zueinander haben und eine Beziehung zueinander entwickeln. Achtsamkeit berücksichtigt Differenzen der Macht und der Möglichkeiten. Achtsamkeit ist etwas, das zwischen den Beteiligten geschieht und sich entfaltet (ebd. 238).

Achtsamkeit lässt sich auch in Bezug auf helfendes Handeln mit den Kategorien von Gabe und Gegenseitigkeit erfassen: So wird bei Conradi

Achtsamkeit zugleich als Vorgabe und als Geschenk verstanden. Das Schenken von Achtsamkeit ist nicht an eine Verpflichtung zur Gegengabe gebunden. Aus der Perspektive von Care-Interaktionen, vor allem aber von der grundlegenden Angewiesenheit von Menschen aufeinander lässt sich Achtsamkeit motivieren und begründen. (ebd.)

Vor diesem Hintergrund lässt sich der Ansatz der Care-Ethik (vgl. ebd. 44-60) im konkreten Quartier näher bestimmen und beispielsweise auf das im Forschungsprojekt Quartrback skizzierte Setting anwenden: Im Zentrum steht die Interaktion zwischen Menschen mit und ohne Demenz, die häufig einander bereits bekannt sind oder zwischen denen neue Kontakte geknüpft werden. Die hierbei entstehenden Beziehungen können durchaus asymmetrisch sein und die an ihnen beteiligten Subjekte unterschiedliche Grade von Autonomie

aufweisen. Demzufolge sind sie nicht zwangsläufig auf Reziprozität angelegt und unterliegen nicht der Erwartung, dass erbrachte Leistungen und Zuwendungen in gleichem Maße zurückerstattet werden. Im konkreten Fall des Quartback-Projektes wird die Entstehung von Beziehungen zwischen Menschen mit Demenz und engagierten Ehrenamtlichen oder professionell Helfenden in akuten Notfallsituationen durch den Einsatz von Technik vermittelt. Allerdings folgt auf den Technikeinsatz eine konkrete zwischenmenschliche Begegnung, die dann wiederum den Kriterien der Care-Interaktionen unterliegt. Dazu gehört gerade im Hinblick auf Menschen mit Demenz auch, dass ein weiter Kommunikationsbegriff zugrunde gelegt wird, der über rein verbale Ausdrucksformen weit hinaus reicht. Beispielsweise gilt es, in einer Situation der Orientierungslosigkeit zunächst beruhigend auf die betroffene Person einzuwirken, ihr Vertrauen zu gewinnen, sie sensibel aus ihrer misslichen Lage zu befreien und sie an den gewünschten Ort oder nach Hause zu begleiten. Entscheidend ist dabei, dass Fühlen, Denken und Handeln eng miteinander verwoben sind. Möglicherweise ergibt sich dann nach Lösung der akuten Notsituation eine vertiefte Begegnung von Menschen mit oder ohne Demenz in Form eines Gespräches oder anderer gemeinsamer Aktivitäten, die einmalig bleiben oder auch wiederholt stattfinden können. Der Einsatz von Technik kann dabei erneut als Impulsgeber für konkretes helfendes Handeln fungieren. Allerdings bleibt die Entscheidung, in welchem Ausmaß Hilfe einerseits angefordert und angenommen wird und andererseits geleistet wird der individuellen Entscheidung der Beteiligten überlassen. Nicht selten gilt es deshalb in der Praxis eine „Gratwanderung zwischen Verantwortung und Bevormundung, zwischen Selbstachtung und Achtsamkeit, zwischen Desinteresse und Überforderung“ (ebd. 239) zu vollziehen. Gelingt diese, so kann für Menschen mit Demenz trotz zunehmender Fremdheitserfahrungen das vertraute Quartier ein Ort bleiben, an dem sie sich frei bewegen können und durch technische Unterstützung sich auf persönliche Zuwendung durch andere Menschen verlassen können, falls ihre eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Für die Helfenden ist es das Ziel, ein Gleichgewicht zwischen Selbstschätzung und Fürsorge zu erreichen, das zur Gleichrangigkeit von Menschen mit und ohne Demenz führt, weil nicht die jeweiligen Defizite, sondern die individuellen Kompetenzen und die gemeinsamen Grundbedürfnisse im Vordergrund stehen. Für alle Beteiligten liegt der entscheidende Gewinn darin, durch konkrete Begegnungen immer wieder neue Impulse zu erhalten, um gemeinsam zu lernen und das Miteinander im gemeinsamen Sozialraum so zu gestalten, dass jeder Mensch sich entsprechend

seiner Möglichkeiten und Begabungen einbringen, entfalten und wohl-fühlen kann.

⇒ 4 Fazit

Aus ethischer Perspektive lässt sich als Fazit festhalten: Altern ist als Balanceakt zwischen Individuum, sozialem Umfeld und Gesellschaft zu verstehen, der sich in einem konkreten Sozialraum vollzieht und dort aktiv gestaltet muss. Technische Unterstützung kann dabei einen Beitrag leisten, aktuelle und zukünftige Herausforderungen zu meistern und die Lebensqualität zu erhalten oder zu steigern, muss aber aus ethischer Perspektive stets im Spannungsfeld von „Fortschritt und Würde“ (Baltes 2007) reflektiert werden. Dabei gilt es, zwischen zentralen Kategorien wie Anerkennung und Ausgrenzung, Freiheit und Begrenztheit, Selbstbestimmung und Fürsorge, Teilhabe und Teilgabe eine angemessene Balance auszuloten. Festzuhalten bleibt, dass die Sorge für Menschen mit Demenz und die Sicherung ihrer Lebensqualität eine öffentliche Aufgabe ist, die nur im Zusammenspiel von politischen Entscheidungen und zivilgesellschaftlichem Engagement vor Ort gelöst werden kann und auch theologisch reflektiert werden muss. Für das Gelingen im Gemeinwesen vor Ort können auch Kirche und Diakonie sowie christlich motiviertes Engagement einen entscheidenden Beitrag leisten. Als Ziel ist hier die Etablierung sorgender Gemeinschaften und funktionierender Nachbarschaftssysteme sowohl in städtischen Gebieten als auch im ländlichen Raum im Blick, die versuchen eine umsichtige Fürsorge zu praktizieren, die Selbstbestimmung und Teilhabe ermöglicht und somit Lebensqualität sichert (vgl. van Rießen 2014 ; Rübler 2015). Nur so lässt sich gewährleisten, dass Menschen auch im physischen Sinne zuhause bleiben und neue Vertrautheit in immer fremder werdenden Umgebungen erlangen können.

⇒ Literaturverzeichnis

Adloff, Frank; Mau, Steffen (2005): Zur Theorie und Gabe der Reziprozität, in: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hg.), Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität, Frankfurt/New York: Campus, 9-57.

Albert, Anika Christina (2010): Helfen als Gabe und Gegenseitigkeit. Perspektiven einer Theologie des Helfens im interdisziplinären Diskurs (VDWI 42), Heidelberg: Winter.

Albert, Anika Christina (2016): Zuhause in der eigenen Fremdheit. Theologisch-ethische Überlegungen zu Lebensqualität und Demenz, in: Werren, Melanie; Meireis, Torsten (Hg.), Demenz als Hölle im Kopf. Theologische, philosophische und ethische Perspektiven, Zürich: Theologischer Verlag Zürich (erscheint 2016).

Baltes, Paul B. (2007): Alter(n) als Balanceakt: Im Schnittpunkt von Fortschritt und Würde, in: Peter Gruss (Hg.), Die Zukunft des Alterns. Die Antwort der Wissenschaft. Ein Report der Max-Planck-Stiftung, München: Beck, 15-34.

Barth, Hans-Martin (2002): Dogmatik. Evangelischer Glaube im Kontext der Weltreligionen. Ein Lehrbuch, 2. Auflage, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Bayer, Oswald (1995): Freiheit als Antwort. Zur theologischen Ethik, Tübingen: Mohr Siebeck.

Berthoud, Gérald (2006): Das Universum der Gabe. Anerkennung des Anderen, Wertschätzung seiner selbst und Dankbarkeit, in: Rosenberger, Michael; Kreutzer, Ansgar Kreutzer; Reisinger, Ferdinand (Hg.), Geschenkt – umsonst gegeben? Gabe und Tausch in Ethik, Gesellschaft und Religion, Frankfurt/M.: Lang, 25-52.

Conradi, Elisabeth (2001): Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit, Frankfurt/New York: Campus.

Dalferth, Ingolf U. (2007): Alles umsonst. Zur Kunst des Schenkens und den Grenzen der Gabe, in: Gabel, Michael/Joas, Hans (Hg.), Von

der Ursprünglichkeit der Gabe. Jean-Luc Marions Phänomenologie in der Diskussion, München: Alber, 159-192.

Derrida, Jacques (1993): Falschgeld. Zeit geben I, München: Fink.

Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland (2007): Handlungsoption Gemeinwesendiakonie. Die Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt als Herausforderung und Chance für Diakonie und Kirche, Diakonie Texte, Positionspapier 12.2007, Stuttgart.

Eurich, Johannes (2008): Gerechtigkeit für Menschen mit Behinderung. Ethische Reflexionen und sozialpolitische Perspektiven, Frankfurt/New York: Campus.

Ev. Heimstiftung (2016): http://www.ev-heimstiftung.de/fileadmin/evhst/images/unternehmen/diakonisches_profil/Handlungsgrundsatz_e.pdf (Zugriff am 26.09.2016).

Gabel, Michael; Joas, Hans (Hg.) (2007): Von der Ursprünglichkeit der Gabe. Jean-Luc Marions Phänomenologie in der Diskussion, München: Alber.

Gouldner, Alvin W. (1984): Reziprozität und Autonomie. Ausgewählte Aufsätze (stw 304), Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Grane, Leif (1996): Die Confessio Augustana (UTB 1400), 5. Auflage, Göttingen: Vandenhoeck.

Holm, Bo Kristian (2006): Gabe und Geben bei Luther. Das Verhältnis zwischen Reziprozität und reformatorischer Rechtfertigungslehre (TBT 134), Berlin/New York: De Gruyter.

Horstmann, Martin (2010): Stichwort Gemeinwesendiakonie, Download unter: <https://diakonisch.files.wordpress.com/2010/06/stichwort-gemeinwesendiakonie.pdf> (Zugriff am 27.09.2016).

Huber, Wolfgang; Friedrich, Johannes; Steinacker, Peter (2006): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Band 1, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Løgstrup, Knud E. (1989): Norm und Spontaneität. Ethik und Politik zwischen Technik und Dilettantokratie, Tübingen: Mohr Siebeck.

Luhmann, Niklas (1973): Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen, in: Otto, Hans-Uwe; Schneider, Siegfried (Hg.), Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Band I, Neuwied/Berlin: Luchterhand, 21-43.

Manzeschke, Arne (2013): Lebensqualität und Technik. Ethische Perspektiven auf einen biopolitischen Diskurs, in: Coors, Michael; Kumlehn, Martina, Lebensqualität im Alter: Gerontologische und ethische Perspektiven auf Alter und Demenz, Stuttgart: Kohlhammer, 97-111.

Mauss, Marcel (1990): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften (stw 743), Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Pauer-Studer, Herlinde (1996): Das Andere der Gerechtigkeit. Moraltheorie im Kontext der Geschlechterdifferenz, Berlin: De Gruyter.

Quatrback (2016):

https://www.kit.edu/downloads/pi/KIT_PI_2015_094_Intelligente_Notf_alkette_fuer_Menschen_mit_Demenz.pdf (Zugriff am 26.09.2016)

Rawls, John (2003): Gerechtigkeit als Fairneß. Ein Neuentwurf, hg. Von Erin Kelly, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ricœur, Paul (2006): Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein. Aus dem Französischen von Ulrike Bökelmann und Barbara Heber-Schärer, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

van Rießen, Anne; Bleck, Christian; Knopp, Reinhold (Hg.) (2014): Sozialer Raum und Alter(n). Zugänge, Verläufe und Übergänge sozialräumlicher Handlungsforschung, Wiesbaden: Springer.

Rüßler, Harald; Köster, Dietmar (2015): Lebensqualität im Wohnquartier. Ein Beitrag zur Gestaltung alternder Stadtgesellschaften, Stuttgart: Kohlhammer.

Schmidbauer, Wolfgang (2007): Das Helfersyndrom. Hilfe für Helfer, Reinbek: Rowohlt.

Staub-Bernasconi, Silvia (2004): Unterschiede im Theorieverständnis von Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Auf der Spurensuche nach einem

gesellschaftlichen Geschlechterverhältnis, in: Standpunkt: Sozial, Hamburger Forum für Soziale Arbeit 2/2004, Thema: XY ungelöst? Geschlechterfragen und Soziale Arbeit, 59-69.

Starobinski, Jean (1994): Gute Gaben, schlimme Gaben. Die Ambivalenz sozialer Gesten, Frankfurt/M.: Fischer.

Theißen, Gerd (1998): Die Bibel diakonisch lesen: Die Legitimitätskrise des Helfens und der Barmherzige Samariter, in: Gerhard K. Schäfer/Theodor Strohm (Hg.), Diakonie – biblische Grundlagen und Orientierungen. Ein Arbeitsbuch (VDWI 2), 3. Auflage, Heidelberg: Winter, 376-401.

Waldenfels, Bernhard (1994): Antwortregister, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Waldenfels, Bernhard (1997): Das Un-ding der Gabe, in: Gondok, Hans-Dieter; Waldenfels, Bernhard, Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida (stw 1336), Frankfurt/M.: Suhrkamp, 385-409.

Waldenfels, Bernhard (2006): Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Waldenfels, Bernhard (2007): Das Fremde denken, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 4, 361-368.

Warns, Else Natalie (2013): Bedrohlich fremd!, in: demenz. Das Magazin, Heft 19: Fremd sein, 26-28.

Zitationsvorschlag:

Albert, Anika Christina (2016): Fremd im vertrauten Quartier. Perspektiven einer kritischen Theologie des Helfens unter den Bedingungen von Alter(n), Demenz und Technik. (Ethik und Gesellschaft 2/2016: Kritik des Helfens). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2016-art-3> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik

2/2016: Kritik des Helfens

Gisela Notz

Sind Freiwilligendienste geeignet, das Elend aus der Welt zu schaffen? Für andere etwas tun: Freiwilligendienste zwischen Ehrenamt und prekären Arbeitsverhältnissen

Holger Backhaus-Maul/Miriam Hörnlein

Ein kurzer erster Blick hinter die Legitimationsfassaden deutscher Gründerzeitbauten. Zum Engagement in der Freien Wohlfahrtspflege.

Anika Christina Albert

Fremd im vertrauten Quartier. Perspektiven einer kritischen Theologie des Helfens unter den Bedingungen von Alter(n), Demenz und Technik

Andreas Lob-Hüdepohl

»Ehrenamt ist Gold im Land!« Zur Kritik bürgerschaftlichen Engagements im Kontext der Behindertenhilfe

Gisela Kubon-Gilke

Endogene Werthaltungen und Ambivalenzen des Helfens

Gotlind Ulshöfer

Hilfe aus dem Netz? Zur Mediatisierung von Hilfe und ihrer Grenzen beim Crowdfunding

Clemens Wustmans

Veganer essen ihre Freunde nicht? Anfragen an den Absolutheitsanspruch der Motive veganer Lebensstile